

# Die Niederlagenvermeider

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

In der Tram kann man das Handy verlieren.  
Im Internet den Schlaf. Im Lexikon findet sich  
Heinrich von Kleist unter den Verlierern.  
Gesagt ist damit nichts.  
Über das Leugnen des eigenen Scheiterns

Das Smart-Phone ist weg. Die Tram fährt an, und kurz nachdem ich mich damit abfinde, dass das Smart-Phone tatsächlich zum dritten Mal verloren ist, taucht es auf dem untersten Taschenboden wieder auf. Ein junger Mann, der entsetzt von seinem Display aufgesehen hat, lächelt erleichtert. Die Oberfläche ist wieder intakt, wenigstens bis einen Moment später die junge Frau auf dem Platz gegenüber erzählt, dass sie zwar nie das Handy, dafür aber ihren Schlaf verloren habe. Der Arzt riet ihr dringend, nach 20 Uhr keine Besuche mehr im Internet zu machen. Seitdem schlafe sie etwas besser. Sie stehe nun vor dem nächsten Schritt. »Ich will raus aus Facebook«, sagt sie. »Da geht es mittlerweile doch nur ums Angeben. Wer ist schwanger, wer hat welche Stelle und so.«

Die Stimme der jungen Frau klingt traurig und tief beunruhigt. Was wird aus ihr werden, wenn sie für das Netzwerk nicht länger existiert? Eine Außenseiterin? Eine Verliererin? Das zumindest ist die Angst. Sie müsse ihren ganzen Mut einfach irgendwann zusammen nehmen, sagt die junge Frau, die genug von geschönten Selbstbildern hat. Ihr sei es zu hell, zu laut im Internet, als dass sie ständig darin wohnen könnte. Überall Rechthaber, Sieger, oder besser gesagt Leute, die das eigene Scheitern meiden wie der Teufel das Weihwasser.

Nicht dazugehören. Keinen Tweet abbekommen. Nicht vernetzt sein. Die digitale Revolution lässt keinen Zweifel daran, wie sie sich die Sache mit dem Verlierern und der Niederlage denkt. Sie sind ihr Anderes. Das, was der eigenen Grammatik nicht folgen kann. Sich selbst kann die alles verändernde digitale Revolution, können deren strengste Jakobiner nicht in Zusammenhang mit dem Scheitern bringen. Das ist ihr blinder Fleck, ihr toter Winkel, in dem eben manchmal noch junge Frauen aus Berliner Trambahnen verschwinden.

Verlierer/Verliererin, »jemand, der etwas verloren hat«. Mit dieser eleganten und bloß vordergründig schlichten Definition erinnert das Wörterbuch, dass das Wort Verlierer niemals eine Seinsbeschreibung ist. Man verliert immer etwas: das Handy, die Liebe, die Ehre, das ganze Geld. Ganz sicher wird man zum Schluss das Leben verlieren. Hoffentlich mit einer Leichtigkeit, die

wenigstens entfernt an den letzten Satz erinnert, den Oscar Wilde auf seinem Sterbebett und zwar zu einer hässlichen Tapete gesagt haben soll: »One of us will have to go.« Einer von uns wird gehen müssen.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Ohne Selbstmitleid zu verlieren, das macht den guten Verlierer aus. Im Wettkampf erkennt man ihn daran, dass er den Sieg des Gegners nicht schmälert. Der schlechte Verlierer dagegen sieht auf sich selbst. Er gönnt niemandem die Aufmerksamkeit außer der eigenen Eitelkeit. Narzissten sind schlechte Verlierer, aber dazu später mehr.

Erst noch ein Wort zu der grausamen und ganz gewöhnlichen Verwirrung, die das Reden über den sogenannten »Verlierer« betrifft. An einem 2008, im ersten Jahr der Bankenkrise publizierten Lexikon der Verlierer, lässt sich das Dilemma studieren. Der Autor weist im Grunde selbst darauf hin. Es sei nämlich gar nicht leicht gewesen, einen »echten Verlierer« aufzutreiben. Welche Kriterien sollen gelten, wenn die »Bandbreite« der Verlierer derart groß ist?

Da wären die »banalen Verlierer«, die der Autor rein praktisch gar nicht alle kennen kann. Und da wäre Achill, griechischer Heros und Sohn einer Göttin, unbesiegbar im Grunde. Er hat diese tragische kleine Stelle am Fuß. Macht sie ihn zum Verlierer? Offensichtlich ist der Fall nicht zweifelsfrei zu entscheiden. Unter A taucht Achill in der Liste nicht auf. A wie Adam.

Gleich der »erste Mensch« verliert die Unschuld und das Paradies. Die Sünde degradierte ihn zum Verlierer. Bei Zinedine Zidane war es der Kopfstoß gegen Marco Materazzi. Und gegen den Dichter der Penthesilea Heinrich von Kleist sprachen wohl seine Einsamkeit und die Verzweiflung. Ehrlich gesagt, weiß man an dieser Stelle nicht, ob man weinen oder lachen soll. Die Anmaßung ist absurd. Eine Freundin brachte es auf den Punkt: »Würde es«, sagte sie, »dem Autor dieses Lexikons in seinem Leben gelingen, auch nur eine halbe Zeile von der Schönheit eines Kleist-Satzes zu Papier zu bringen, er könnte sich glatt den Siegerkranz aufsetzen.«

Nein, im Ernst, was hat man über das Werk und Leben Heinrich von Kleists oder irgend eines anderen Menschen erfahren, wenn er einem als »Verlierer« entgegen tritt?

Ein starker Wunsch nach Ordnung, nach Aus- und Eingrenzung ist alles, was offensichtlich wird. Er steht in der Tradition einer modernen Leistungsgesellschaft, die Härte im Umgang mit der Schwäche zeigt. Das eigene, schuldhaft beladene Scheitern soll gebannt werden. Es soll einen Platz weit außerhalb bekommen, den man aus sicherer Entfernung im Auge hat.

Der Wunsch ist verständlich, zumal das Scheitern empfindlich näher rückt. Schwere Niederlagen drohen. Solche fundamentalen wie der Verlust der Einheit Europas. In einer Talk-Show der ARD sprach der CDU-Politiker Jens Spahn jüngst von einer »Phase der Ermüdung, der Ernüchterung«, die im Kampf um die Rettung Griechenlands und Europas nun eingetreten sei. Er widersprach

dem Journalisten Rainer Hank, der diese Ernüchterung ernster und als Desillusionierung verstanden wissen wollte. Man könnte ja, entgegnete Spahn »aus der Ermüdung etwas machen und eine Debatte beginnen«. Immerhin habe man »zum ersten Mal engagiert über Europa diskutiert.«

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Wenigstens das, möchte man ironisch sagen. Und doch, mit der Anerkennung, dass das Scheitern, auch »Grexit« genannt, mit am Verhandlungstisch sitzt, wäre Brüssel weiter von den Gesten der Drohung und der Klientelpolitik entfernt, als es der politische Stammtisch glauben machen will. In jedem Fall weiter als Franz Beckenbauer, der auf den WM-Baustellen niemanden in Sklavenketten herumgelaufen sah, der nichts Ungewöhnliches bemerkte. Diese Bemerkung des 'Kaisers' bewies eindrucksvoll, was unter autoritären und regelwidrigen Bedingungen aus der Welt der Sieger wird. Das Leugnen findet kein Ende. Auch für Sepp Blatter nicht, der einen Rücktritt vom Rücktritt als FIFA-Präsident versuchte. Man möchte ihn nicht einmal einen schlechten Verlierer heißen.

Eher einen Narzissten, von denen es heute viele gibt. Ein junger Student glaubt, er sei allein deshalb durch die Prüfung gefallen, weil der Professor das Genie des Prüflings nicht erkannte. Eine streitlustige ältere Dame meint, ihre Bekannte habe sich von ihr zurückgezogen, weil sie die Karriere des Enkels neide. Die realen Konflikte negiert auch jene Frau im Café, deren von ungezählten Botox-Injektionen aufgequollenes Gesicht die belustigten Blicke der anderen Gäste mit einem huldvollen Lächeln quittiert.

Die Szene ist fürchterlich traurig, und sie kommt, in dieser oder anderen Spielarten, sehr viel häufiger vor, als einem lieb sein kann. Denn wenn wahr ist, dass narzisstische Störungsbilder zahlreicher auftreten, und daran besteht kein Zweifel mehr, wird das notwendig und schon längst tiefgreifende Konsequenzen für den Umgang mit Krisen haben.

Der Gedanke an seine Abhängigkeit, seine eigene Vergänglichkeit ist dem Narzissten unerträglich. Schon träumt er vom Sieg gegen Alter und Tod, gegen diese wie es in den *Herzensergießungen eines Klosterbruders* aus dem Jahr 1796 heißt, »mächtig grosze Sienergestalt« .

In den Allegorien des Barock ist die Erinnerung an die Gegenwelt der narzisstischen Einsamkeit bewahrt. Die Göttin Victoria thront dort als diven- und launenhafte Figur. Unentschlossen, wen sie wählen soll, schwebt sie über den Köpfen zweier Kämpfer. »Bald sagt sie, daß dieser, bald, daß jener Sieger sein werde.« Eine zögerliche, dickliche Göttin – kann man sich jemanden denken, der dem Optimierungswahn fremder ist als sie?

Der Narzisst kann diese Art Siegesgöttin nicht leiden. Zu sehr riecht sie für ihn nach Niederlage. Deshalb muss sie weg, und zwar schnell. Der Vergleich mit der von Freud entdeckten Traumarbeit drängt sich auf.

Um die dunklen, seinem Ich völlig inakzeptablen Traumgedanken in einen überhaupt erst traumfähigen und deutbaren Inhalt zu verwandeln, muss der Träumer das Traummaterial verändern. Er muss es umbauen und manipulieren, und zwar so gründlich, dass sogar er selbst die eigentliche Geschichte des Traumes nicht identifizieren kann. Wie dem Traum geht es der Niederlage, die keine mehr sein darf.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

FuckUp. So heißt sie jetzt nach dem englischen Verb to fuck something up, was freundlich übersetzt etwas vermässeln bedeutet. Schon sprachlich drängt sich der Stimmungswechsel auf. Einen FuckUp erleidet man nicht. Man unterliegt nicht der Stärke eines Gegners, nein einen FuckUp baut man selbst und bringt ihn, wenn es richtig gut läuft, auf die Bühne einer FuckUp Night.

Das Phänomen ist relativ neu und gehört in die Startup- und Agenturen-Szene des Internets. Zum ersten Mal ist es unter dem Titel FailCon (zusammengesetzt aus Failure und Conference) 2009 in San Francisco aufgetaucht, als FuckUp Night dann im September 2012 in Mexico. Es geht um Schulden, großenwahnsinnige Pläne und verpatzte Kalkulationen. Ums Scheitern der ersten Internetgenerationen, die sich sympathisch zeigen, offen im Umgang mit dem Debakel. Heftig wird mit dem Loser-Image geflirtet: »Schöner Scheitern bei der FuckUp Night Berlin« .

Das Publikum trudelt langsam ein, viel zu früh, weil man, wie eine mit Einkaufstüten beladende Doktorandin der Kunstgeschichte, noch etwas trinken will. Sie fände es unglaublich mutig, sagt die Doktorandin, dass die Leute sich da vorne hinstellen und von ihren Pleiten erzählen. Sie fände es sogar mutig von sich selbst hier zu warten und ja dadurch irgendwie eine Verbindung zum Thema zu demonstrieren. Nein, sagt sie lächelnd, persönlich sei sie bislang nicht gescheitert. Ein Kieler Student der Geoinformatik ist es auch nicht. Ihn interessiere »das Thema« , sagt er. Außer »mit Freunden« spreche man ja ansonsten »wenig über diese Dinge« .

Drunten wurde dann sehr viel gelacht. Für 5 Euro Eintritt wurde außerdem eine Menge Freibier getrunken. Der Düsseldorfer Unternehmer Markus Lezaun begann die Story seines FuckUp mit den bewährten ‚Zetteltrick‘. Stand-up Comedians machen das ähnlich: Es habe sich nicht vorbereiten können, habe vorhin im Hotel schnell etwas hingeschrieben. Der anschließende Auftritt war selbstverständlich perfekt. Lezaun machte Scherze auf eigene Kosten, plauderte über Butterfahrten und desaströse Konzerttourneen durch den Ostblock der 80er. Nach ungefähr einer halben Stunde fragte ein junger Mann besorgt, was er jetzt so mache, und Markus Lezaun, mittlerweile Geschäftsführer einer Full-Service-Werbe-und-Marketing-Agentur, sagte es ihm.

Kein Sieg in fast 60 Jahren. Ein einziger Home-Run, geschehen am 30. März 1993. Ansonsten, nichts als Fehlschläge und vernichtende Pleiten im Innen- und Außenfeld. Dieser Kerl wäre mit seiner Mannschaft der Star jeder »FuckUp Night« , jeder Pariser »Conférence de l'échec« . Zunächst. Bald aber würden sie den Teamchef vermutlich von der Bühne werfen oder ihn bitten, nie mehr wieder zu kommen, weil ein kleiner, gewöhnlicher Junge, der

**Die Niederlagenvermeider**  
Der Tagesspiegel  
25. Juli 2015

Seite 4/6

ständig scheitert, ohne dass es seine Integrität verletzt, seine Würde antastet oder ihm auch nur im Geringsten den Spaß am Wettkampf raubt, eben doch eine völlig andere Sprache spricht als die Netzwerker des vermeintlichen Misserfolgs.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

»Bevor der Ball geworfen und zwangsläufig verfehlt wird, steht das Leben still«, schreibt der FAZ-Autor Patrick Bahners über eben diesen Charlie Brown und seine Peanuts. Ein »Raum nicht der Hoffnung, sondern der Erwartungslosigkeit« öffnet sich. Baseball, das ist »Zeitvertreib im buddhistischen Wortsinn« und Charlie Brown, der Loser, »ein Inbild des Malheurs der Individualität« .

Wo aber der Mut zum Eigensinn schwindet, wo der Anpassungsdruck auf den Einzelnen ins Absurde steigt, da wird es um die Kunst des Verlierens schlecht bestellt sein.

»Es ist großartig zu gewinnen, aber es ist nicht lustig«, sagte Charles M. Schulz, der Schöpfer der Peanuts. Er liebte seine Figuren und fragte seine Frau nach Beethoven-Konzerten, von denen er als Beethoven-Fan viele besuchte, auf der Rückfahrt im Auto: »Was wenn Marcy und Peppermint Patty dabei gewesen wären?« Es ist eine etwas wehmütige Frage, die sich chronische Sieger wahrscheinlich niemals stellen würden. Aber das ist ein Vorurteil, und nicht zu belegen.

Anderes als die Tatsache, dass Erwachsene, Eltern oder Lehrer, keinen Zutritt bei den Peanuts haben. Niemand sagt, was man verbessern müsste, um endlich einmal zu gewinnen. Das hilft natürlich. Das macht die Sache leichter.

Eltern wollen nicht, dass ihre Kinder verlieren. Es tut ihnen weh, und ein Psychoanalytiker erklärt, dass die Eltern gar nichts dafür können, weil sie ihren eigenen Narzissmus völlig auf das Kind übertragen und erst lernen müssen, sich nicht ständig zwischen das Kind und die Fünf in Mathe, zwischen das Kind und die Tüte-Chips und die falschen Freunde zu drängen.

Auch Anke Nöcker weiß das. »Wenn Kinder verlieren, fühlt sich das oft so an, als hätte man selbst verloren«, sagt die Leiterin der Sportentwicklung des Landessportbundes Berlin, daran sei nicht Ungewöhnliches. Bemerkenswert sei eher, dass mehr und mehr Eltern bei ihr anriefen, um nach Wegen zu suchen, dem Kind das Verlieren wegzunehmen.

Das Kind soll sich bewegen, soll zum Ausgleich des Leistungsdrucks der Schule einen Mannschaftssport betreiben, aber bitte ohne in die Nähe des Wettkampfs zu geraten. An dieser Stelle werde die Suche nach dem passenden Verein »schwierig«, denn »der Wille, sich zu verbessern und siegen zu wollen entsteht im Training bei den Kindern unweigerlich.« Die Kinder selbst, so klingt es, würden die Schlappe also riskieren, ihre Eltern eher nicht. Sie wünschen sich »Schonräume«, und die Frage drängt sich auf, wen oder was die Eltern eigentlich schonen wollen. Die Sportwissenschaftlerin jedenfalls glaubt nicht, dass Eltern ihren Kindern einen Gefallen tun, wenn sie »ihnen die Erfahrung der Niederlage ersparen«. Im Gegenteil. »Sie enthalten ihren Kindern

elementar wichtige Lern- und Entwicklungsprozesse vor.« Warum das so sei? »Vielleicht«, sagt Anke Nöcker, Mutter einer Tochter, »haben wir das Trösten verlernt. Wir suchen nach den richtigen Worten, nach der Erklärung, warum eine Niederlage uns stark macht. Und wir finden sie nicht.«

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

[www.elisabethwagner.net](http://www.elisabethwagner.net)  
[mail@elisabethwagner.net](mailto:mail@elisabethwagner.net)  
+49-160-9772 5591